

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 105 (1979)
Heft: 29

Rubrik: Die Seite der Frau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

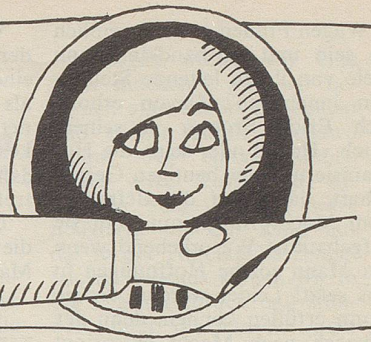
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Seite der Frau



Kaltgestellt

Ruth Winter hat es nicht leicht. Vor allem im Sommer trägt sie schwer an ihrem Los: Sie wurde als «Zittergras» geboren. Wo Ruth Winter geht, steht, geschweige denn sitzt, jagen Schauerstöße über ihren Rücken, bespülen Kälte wellen ihre Füße, wehen Eiswinde um ihre Nase. Da hilft weder Heulen noch Zähneklappern – die Lage bleibt ernst, die Temperatur ein Hohn. Turnübungen entsprechen dem Tropfen, der auf den kalten Stein fällt: daraus resultiert noch lange kein thermischer Kraftakt.

Wenn die Tage länger und in der Vorstellung unverbesserlicher Nostalgiker wärmer werden, beginnen für Ruth Winter schreckliche Zeiten. Ringsum fallen die Hüllen. Frauen entblößen Fleisch, Männer stellen Brusthaar zur Schau. Ruth Winter aber wandelt zugeknöpft durch die Lande. Und friert.

Manchmal bebt die Seele mit. Beispielsweise vom Moment an, da Ruths Blicke dem Gehirn gewisse unleugbare Tatsachen signalisieren. Taucht der Name Pankraz im Kalender auf, schmolzt die Geplagte erst einmal. Dann fleht sie die Eiseiligen um Schonung an. Bisweilen

lassen sie Gnade vor Recht ergehen, so dass Ruth Winter den Frühling spürt und seinen theoretisch hitzigen, praktisch oft frostigen Nachfolger weniger fürchtet.

Zu frohlocken wagt Ruth Winter allerdings nicht. Die Sonnenmonate sind kaum mehr, was sie einst waren. An den Hundstagen hagelt es häufig Katzen. Die Quecksilbersäule stürzt nach einem kurzen, kühnen Aufschwung in Untiefen, Schnee flockt fast bis in die Niederungen, und Ruth Winter bewegt die Nadeln schneller, mit denen sie Bettsocken strickt. Wollte sie gezielt vorgehen, müsste sie zwar Boxhandschuhe anfertigen; denn der Saisonwechsel drängt sie alljährlich auf Kollisionskurs.

Die Auseinandersetzung findet eines arktischen Juliabends statt. Ruth Winter hat den kurzen Weg zum langen Disput mit dem Hauswart beschritten. Sie steht in der Wohnung desjenigen, der über Heizen oder Nichtheizen entscheiden sollte.

Ruth Winter spricht mit Engelszungen. Schildert ihre Situation. Erklärt die exponierte Lage eines Parterre-Zimmers. Da tritt die treusorgende Gattin auf den Plan. Die hat erstens das Sagen, zweitens Wallungen.

Die Gesprächsbasis zerfällt. Sätze verwandeln sich in Ausrufe. Anschuldigungen, Beschimpfungen prasseln stärker als die Regengüsse vor dem Fenster.

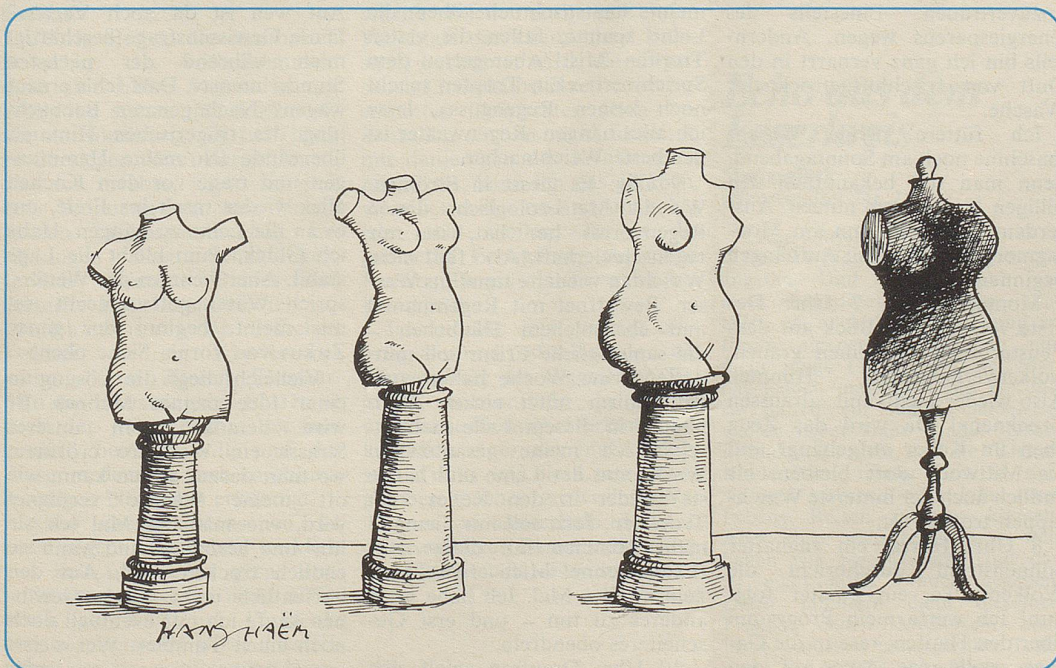
Ruth Winter sieht sich in die Rolle des Aussenseiters, des Querulanten gedrängt. Zwar ficht sie für vierundzwanzig Blockparteien, aber dass fünfzig Menschen schlottern, interessiert die Dame mit dem Finger am Oelfeuerungsschalter wenig. Sie bebrütet das Portemonnaie des armen Mietskasernenbesitzers. Punktum. Setze sich vor den elektrischen Ofen, wer mag.

Ruth Winters Stimme wechselt die Intensität von Schreien zu Geflüster. Sie argumentiert mit Elektrizitätsknappheit und Geldmangel, jedenfalls, was das Bezahlen horrender Stromrechnungen anbelangt. Die Streiterin wählt ihre Worte sorgfältig. Diese Energie könnte sie sparen. Von fünfzehn Grad in der guten Stube will die heissblütige Regentin bis Mitte September nichts mehr hören.

Ruth Winter zieht sich zurück. Schlüpft unter Daunen- und Wolldecke ins Bett. Noch vor der Ausstrahlung des detaillierten Wetterberichts. Ruth Winter versucht, wenigstens unbeirrt von tropischen Nächten zu träumen. *Ilse*

Wie die Kinder

Mir scheint, die Wahl Margrit Thatchers zur Premierministerin sei von ihren Geschlechtsgenossinnen zuwenig gewürdigt worden. Keine meiner Bekannten hat auf dieses Ereignis anders reagiert, als wenn ein Mann erkoren worden wäre. Entsprechende Stellungnahmen von Frauenorganisationen in Zeitungen konnte ich nicht entdecken. – Warum? Vielleicht, weil sich diese Frau wie ein Mann gibt: distanziert, hart, unerbittlich, überlegen, kompetent, ohne viel Gefühl, autoritär. Vermutlich hat sie sich im Laufe ihrer Tätigkeit der Art ihrer Kollegen angepasst. Muss sie sogar männlicher sein als zum Beispiel ihre Untergebenen, damit sie sich durchsetzen kann und anerkannt wird? Ich bin gespannt, wie «die Welt» ihre Arbeit bewertet. Möglicherweise strenger als diejenige der Männer in gleicher Position.



Wagen Frauen es erst, weiblich zu sein und zu handeln, wenn viele von ihnen leitende Stellungen innehaben? Davon erhofft sich Erich Fromm in seinem Buch «Haben oder sein» die Humanisierung der heutigen Gesellschaft, das heisst die Befreiung vom Machtprinzip, auf dem sie aufgebaut ist. Wie erhebend, wenn ein Mann solche Hoffnungen in uns setzt! Leider werden wir sie kaum erfüllen können, denn der Wunsch nach Macht entspringt einer menschlichen Schwäche. Somit dürfte es auch uns Frauen schwerfallen, auf sie zu verzichten. Nach Fromm müssen wir uns sowieso zuerst von den charakteristischen Merkmalen Besiegter befreien. Das erfordert viel Zeit und Kleinarbeit. Dabei dürfen wir meiner Meinung nach die männliche Haltung nicht als Vorbild betrachten, sonst ändert sich nichts. Ob eine fruchtbare Zusammenarbeit möglich sein wird, hängt von der Reaktion der Männer ab. Wenn sie uns nur nicht zwingen, sie zu unterdrücken!

Der jetzige Wirkungsgrad der Frauen darf zwar nicht unterschätzt werden, wenn man bedenkt, wie viele Frauen ihre Männer stark beeinflussen und sich dabei im Hintergrund halten.

Vorläufig aber nennt man Kinder und Frauen noch häufig in einem Atemzug. Sie werden beide als emotional und naiv bezeichnet. Man behauptet, sie hätten keinen Realitätssinn und seien daher unfähig, Entscheidungen zu treffen.

Und doch sollte man sein wie die Kinder, verlangt Jesus – ein Mann.
Susann

Das Montagmorgen-Spiel

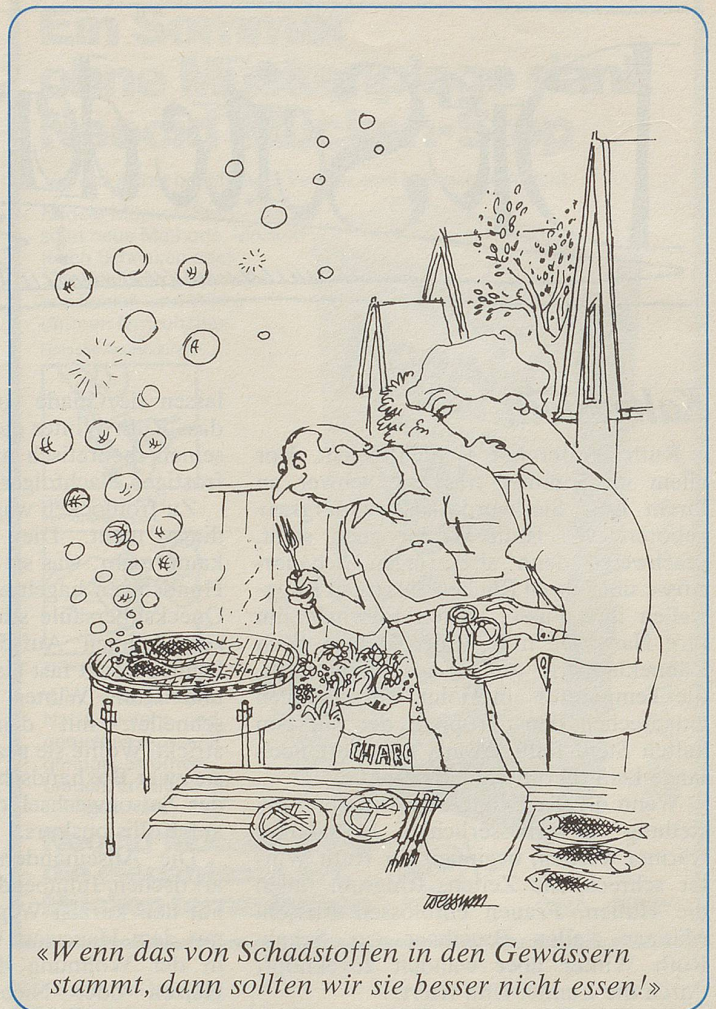
Kennen Sie das Montagmorgen-Spiel? Nein? Oder vielleicht doch? Ich spiele es seit einiger Zeit mit Hingabe und Begeisterung. Leider ist es an die Jahreszeit gebunden, lässt sich also nicht jederzeit durchführen. Aber es hat schon vielen meiner langweiligen Montagmorgen Spannung verliehen, und es versteht es meisterhaft, mich in Trab zu halten.

Eigentlich beginnt das höchst aktuelle Spiel bereits am Sonntagabend. Am Schluss der Tageschau erklärt der Sprecher mit ausgesuchter Höflichkeit, dass ich für den nächsten Tag mit gutem Wetter rechnen darf. «Ganze Schweiz meist sonnig und warm – abgesehen von einigen Wolkenfeldern», heisst das in der Fachsprache. Ha, denke ich, das gibt einen ausgezeichneten Washtag. Da werden unsere gesammelten Pyjamas, Leibchen, Unterhosen, Jeans und T-Shirts im Winde flattern! Kaum habe ich sie aufgehängt, werde ich sie auch schon bügeltrocken von der Leine nehmen können. Ich muss gestehen, dass ich zum altmodischen Typ Hausfrau gehöre, der nicht gewillt ist, das kostbare Waschgut dem aufgerissenen Schlund eines Tumblers anzuvertrauen. Einesteils des Energiesparens wegen. Andernteils bin ich ganz vernarrt in den Duft von frischluftgetrockneter Wäsche.

Ich füttere meine Waschmaschine noch am Sonntagabend, denn man soll bekanntlich den billigen Nachtstrom nutzen. Ausserdem kann ich dann am Montagmorgen bereits mit Aufhängen beginnen.

Montagmorgen, 7 Uhr: Der erste verschlafene Blick aus dem Fenster zeigt mir einen grauen, wolkenverhangenen Himmel. Also wieder nichts mit «draussen Trocknen»! Da wird das Zeug eben im Keller aufgehängt und bis Mittwoch dort bleiben, bis endlich auch der hinterste Waschappen trocken ist.

8 Uhr: Hurra, ein zaghafter Sonnenstrahl durchbricht die Wolkendecke, ein zweiter folgt ihm! Ich werfe mein Programm über den Haufen, rase in die Garage, stelle das Auto auf den



«Wenn das von Schadstoffen in den Gewässern stammt, dann sollten wir sie besser nicht essen!»

Platz hinaus, greife den Wäscheständer, spanne ihn auf und beginne, fröhlich vor mich hinpfieffend, meine Wäsche an die Sonne zu hängen. Sonne ist vielleicht ein bisschen viel gesagt; immerhin: das Grau hat sich gelichtet. Gerade als ich als letztes mein Staatstischtuch über die Leine spanne, fallen die ersten Tropfen. Mist! Aber getreu dem Sprichwort: «Ein Tropfen macht noch keinen Regenguss», lasse ich alles hängen. Regenwasser ist der beste Weichmacher.

9 Uhr: Es giesst in Strömen. Wo die Meteorologische diesen Regenvorrat her hat, ist mir regenschleierhaft. Also fällt mein Washtag wieder einmal ins Wasser. Bewaffnet mit Regenmantel und ebensolchem Häubchen – die samstäglige Frisur soll mindestens eine Woche halten, und ein Schirm nützt einem Zweihänder in diesem Falle nichts – reise ich meine gesammelten Werke von der Leine und hänge sie wieder in den Keller zum Trocknen. Jetzt soll mir niemand mehr kommen mit dieser verflixten Sonne! Mich erwischt sie kein zweites Mal. Ich habe noch anderes zu tun – und erst Geeseiteres obendrein.

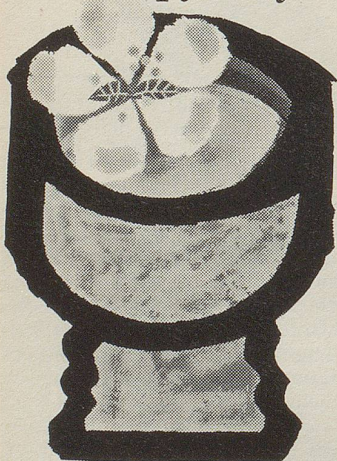
10 Uhr: Draussen spielt sich

ein herrlicher Sommertag ab. Nebelfetzen verschwinden hinter dem Wald, und alles sieht aus wie frisch gewaschen. Kunststück! In den Nachbargärten flattert fröhlich die Wäsche im Wind. Ich bin erschüttert. Soll ich, soll ich nicht: wieder «herausrücken»? Auf wen ist da noch Verlass? Diese Gewissensfrage beschäftigt mich während der nächsten Stunde intensiv. Darf ich's erneut wagen? Nach genauer Beobachtung des trügerischen Himmels überwinde ich meine Hemmungen und trage vor dem Kochen alles wieder rasch ins Freie, um es an die Leine zu hängen. Habe ich Glück, dann bleibt die Lage stabil. Aber wenn es der Wetter-, sprich Wäschegott schlecht mit mir meint, beginnt der ganze Zirkus von vorne. Siehe oben!

Vielleicht liegt die Lösung in einer Idee meines Mannes. Er wird demnächst in unserer Strasse ein Wettbüro eröffnen, wo man darauf setzen kann, wie oft meine Wäsche verregnet wird, wie manches Mal ich sie hin- und herhänge, und wann sie endlich trocken wird. Aus den hoffentlich recht hohen Gewinnen kaufe ich mir eventuell doch noch einen Tumbler. Wer weiss!

ams

Fabelhaft ist Apfelsaft



ova **Urtrüeb**
bsunders guet

Nervenkitzel im Wolkenkratzer

Ich habe eine Wohnung zu vermieten, und zwar im 17. Stock eines Wohnturms. Geduld ist nicht meine Stärke, und so bleibt mir nur die Flucht in diesen Artikel, um meiner Gefühle Herr zu werden.

Die luftige Höhe scheint den Leuten nämlich schon am Telefon Hemmungen zu nehmen, so dass sich die Schleusen der Beredsamkeit öffnen. Ich unterscheide verschiedene Sorten von Interessenten:

Solche, die Wohnungen ansehen, wie andere in Modegeschäften Kleider probieren. Sie haben gar nicht die Absicht, einen Vertrag zu unterschreiben, aber es interessiert sie, wie es sich in den neuen Blöcken lebt, wie die Aussicht hoch oben ist, und wie die Küchenkombination gestaltet wurde. Diese Leute haben wenig zu tun, dafür um so mehr Zeit für mich.

Weiter gibt es Interessenten, die schon am Draht erklären, warum sie *nicht* im 17. Stock wohnen wollen. Da ist das Hündli, das hinaus muss, das Kleinkind, das akustisch nicht erreichbar ist von dieser Höhe herunter, der Ehemann, der an Schwindel leidet, und der Kanari, der Grünes sehen muss. Ferner haben sie eine Abneigung gegen Lifte, Einstellhallen und Briefkastenwände; den Zartbesaiteten fehlt der Kontakt mit der Erde. Zwar steht die Nummer des Stockwerks im Inserat, aber man will mir doch mitteilen, wie man über so etwas denkt. Meist vereinbart man eine Besichtigung, die man aber nicht einhält, weil das Logis einfach nicht in Frage kommt.

Uebrig bleiben die ernsthaften Bewerber, die vorbeikommen, rund eine halbe Stunde in der Wohnung stehen und trotz meiner Aufforderung, es sich noch zu überlegen, Wert darauf legen, dass ich erfahre, wieso sie eine neue Wohnung brauchen. Neben ganzen Lebensgeschichten, Erzählungen über Scheidungen, endlich erwartete Babies und gekaufte Haustiere höre ich getreulich etwas von der musischen Tochter, die ein Klavier bekommt, vom älteren Ehepaar, dem das Haus zu gross ist. Da ist auch der junge Mann, der nur modern heiraten will, und der Einsame, der sich nach anschlussfreudigen Nachbarn erkundigt.

Allen diesen Menschen ist eines eigen: Sie haben wirklich viel Zeit und reden gern. Entschlusskraft ist dabei nicht nötig, schon gar nicht im 17. Stock, und vorausgesetzt wird, dass ich neben der zu vermietenden Woh-

nung beinahe unendlich viel Zeit und Interesse für jedermanns Schicksal habe. Manchmal habe ich das, aber leider nicht gerade, wenn ich eine Wohnung vermieten will!

Marietta

Bekanntlich

Es ist traurig, aber wahr: um meine Allgemeinbildung steht es schlecht. Was andere Leute doch alles wissen! Das würde ja noch angehen, aber dass sie so vieles wissen, das bekanntlich jeder weiss, nur ich nicht!

Wichtige Ereignisse und Personen gleiten an meinem Leben vorbei, ohne dass ich bisher deren Wichtigkeit erkannt habe. Da gibt es den bekannten Kunstmaler Rabindranath Weber, von dem bekanntlich das Werk «Embryonales Fragment in der Ionosphäre» stammt, das in weiten Kreisen Anerkennung gefunden hat; betroffen muss ich gestehen, dass ich zu diesen weiten Kreisen nicht gehöre, geschweige denn zu den noch weit grösseren Heerscharen derer, die den Namen des Malers schon einmal gehört haben. Wenn hingegen die Rede vom bekannten Cellisten Pablo Casals ist, lebe ich auf, obwohl ich das Wort «bekannt» an sich überflüssig finde. Immerhin, da gehöre ich zu den «weiten Kreisen»!

Mit Wohlgefallen nehme ich auch die Mitteilung auf, dass sich «beim gleichzeitigen Konsum von Alkohol und Medikamenten bekanntlich Komplikationen ergeben können». Doch-doch, das habe ich schon ein paarmal gehört, und verbunden mit allen anderen in meinem weiten Kreis darf ich tief sinnig nicken. Wenn hingegen in einer Frauenzeitschrift (nicht etwa in einem Fachblatt der chemischen Industrie) behauptet wird, die chemischen Grundsubstanzen eines bestimmten Präparates seien bekanntlich absolut nicht identisch mit denjenigen des Konkurrenzproduktes, kann ich das glauben, wenn ich will – und warum sollte ich nicht wollen, da ja die gemachte Feststellung in weiten Kreisen längst als Tatsache bekannt ist?

Ich möchte jetzt einmal böseartig sein und feststellen, dass die Verwendung des suggestiven Begriffs «bekanntlich» in Texten unterschiedlichster Herkunft bekanntlich einer der hinterhältigsten Tricks ist, die Leute etwas glauben machen zu wollen. Wer mag schon ausserhalb der bildungsmässigen Demarkationslinie jener «weiten Kreise» stehen?

UH



Ferien, sagen wir; Ferienfreude – was bedeutet das den Menschen? Auf alle Fälle hat Ferienfreude für jeden ein spezielles Gepräge. In stillen Stunden träumt man von den Ferien, die man sich wünscht. Frau Steiger zum Beispiel, deren Gatte ein Naturmensch ist. Während des ganzen Jahres arbeitet er als Chemiker in der Stadt; in den Ferien will er zu Berg, denn er ist auf dem Land aufgewachsen. «Ich bin ein Naturmensch und liebe das einfache Leben», ist sein stehender Ausspruch. Weil Herr Steiger Bergsteiger und konsequenter Naturmensch ist, ist es seine Frau natürlich auch. Denn das ist das Wesen der Liebe. Und sie fettete die Bergschuhe und packte den Rucksack. Aber ehe sie sich in die SBB setzte, sagte sie am Telefon zu mir:

«... und so steigen wir eben wieder auf die Berge und schlafen, wo es gerade kommt, letztes Jahr war's zweimal sogar im Heu. Das ist ja wirklich schön, aber ich merke, dass ich es doch nicht mag. Erich sagt, ich sei eben leider kein Naturmensch, sagt er. Gut, aber ich möchte so gern einmal, ein einziges Mal nur, in eine Pension oder ein Hotel. Da hätte ich allen Komfort, da wären täglich saubere Tücher und auch ein Bad. Ich würde an der Réception sagen:

«Morgen wollen wir eine Tour machen!», und wir bekämen alles schön eingepackt und stiegen damit irgendwo hinauf. An einer schönen Stelle wäre Rast, und wir packten aus, und ich wäre neugierig wie ein Kind auf das in der Hotelküche Eingepackte. Abends kämen wir in die Pension zurück und stünden unter die Dusche oder nähmen ein Bad... Aber Erich ist nun einmal ein Vollblutnaturmensch – und wir werden von Brot, Käse und warmer Kuhmilch leben.»

Sie fuhren ab, Ziel Oberwallis, Brig vielleicht, sagte Herr Steiger, um von dort aus in die Höhe zu wandern. Eine Zeitlang war nichts von ihnen zu hören, dann kam eines Tages eine Ansichtskarte vom Binntal. Frau Steiger schrieb: «Wir sind nach fünf Stunden vor einer Sennhütte angekommen. Erich will schauen, ob er noch melken kann. Nachher schlafen wir auf der Bühne auf einer Matratze, und morgen wandern wir weiter...»

Als sie zurück waren, ging ich sie besuchen.

Das Wasser rauschte im Badezimmer, Herr Steiger war am Duschen, und als ich mit Frau Steiger am Plaudern war, dröhnte es fröhlich aus den Fluten:

«Helli! Helli! Heeeeli, wo steckst du?»

«Ich bin da!»

«Dreh das Fernsehen an, ich komme gleich – und hast du das Bier kaltgestellt?»

Frau Steiger hatte. Sie kennt ihren Naturmenschen und seine Liebe zum einfachen Leben.

Maria Aebersold

Echo aus dem Leserkreis

Mutterglück
(Nebelspalter Nr. 25)

Liebe Christa

Das «Windgespräch» hat es mir angetan. Und zwar sowohl was mein ehemaliges Muttersein anbetrifft, als auch Ihre Einstellung zu Ihrem eigenen. – Dächten nur mehr junge Frauen wie Sie! Man hat jedoch manchmal das Gefühl, sie hätten vor lauter Geniessen wollen lieber keine Kinder. Dabei bedenken sie nicht, dass die «Kleinkinder-Zeit» relativ kurz ist und sie noch während vieler Jahre ihres Lebens Reisen machen können. Aber eben, man muss es in sich haben wie Sie, Christa. Und das ist nicht allen Frauen gegeben. Dafür jammern dann dieselben Frauen, denen Muttersein eher lästig war, über unausgefüllte Tage, wenn die Kinder ausgeflogen sind.

Neues Posthotel St. Moritz

Das ganze Jahr offen.

- Das behagliche, komfortable Haus. BEL-ETAGE mit Balkonzimmern, freie Sicht auf See und Berge.
- Spezialitäten-Restaurant. Grosser Parkplatz.
- Fitness- und Spielraum. Solarium. Bequeme Bus-Verbindung zum neuen Heilbad.

P. Graber, dir.
Telefon 082/2 21 21 Telex 74430

Doch nun komme ich ins Moralpredigen, und das war nicht der Sinn meines Schreibens...

Marianne G.